

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 69 (1960)
Heft: 3

Artikel: Agadir ist tot
Autor: Schwyter, Annemarie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-974558>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

AGADIR IST TOT

Von Annemarie Schwyter, Mitarbeiterin von Radio Bern

Zur Zeit wird das Sinnen und Trachten des Schweizerischen Roten Kreuzes zum grossen Teil von der Hilfe an die überlebenden Opfer der grauenhaften Erdbebenkatastrophe in der südmarokkanischen Hafenstadt Agadir beherrscht. Bevor wir unsere Leserinnen und Leser über die Hilfe, die unsere nationale Rotkreuzgesellschaft im Rahmen der grossen Hilfsaktion der Liga der Rotkreuzgesellschaften bis zum Redaktionsschluss vom 10. März geleistet hat, unterrichten, liegt uns daran, den erschütternden Bericht als Dokument festzuhalten, den Annemarie Schwyter, Mitarbeiterin von Radio Bern, in Sendungen vom 5., 7. und 8. März unserem Volke abgelegt hat. Beide, Annemarie Schwyter und Radio Bern, haben uns dazu die Erlaubnis erteilt. In unserer Wiedergabe fehlen die auf Band aufgenommenen Aussagen Überlebender in französischer und spanischer Sprache, doch hat die Autorin jeweils diese Aussagen verkürzt in deutscher Sprache wiedergegeben.

Die Redaktion.

Agadir ist tot; zertrümmert, zermalmt, atomisiert, von einer ungeheuren Kraft zerschlagen. Die Kasbah, die alte Festung mit den meterdicken Mauern hoch über der Stadt, ist plattgedrückt. Plattgedrückt, zusammengestürzt wie Kartenhäuser sind die grossen modernen Betonbauten, die teilweise sechs und mehr Stockwerke zählten. Die Luxushotels, das «Saada», das «Gautier», sind graue Ruinen. Der Talbordj, das Stadtviertel der Marokkaner und kleinen Europäer, ist ein einziges Trümmerfeld.

Wie viele Menschen sich noch unter den Trümmern befinden, weiss niemand. Gestern wurden aus Löchern, die man mit primitiven Hilfsmitteln, mit Schaufeln und Pickeln durch meterhohen Schutt gegraben hatte, noch zwei lebende Kinder gezogen, und ein Mann konnte gerettet werden, indem man ihm unter dem Schutt seinen eingeklemmten Arm amputierte. Hunderte wurden auf diese Weise in den letzten Tagen und Nächten gerettet, Hunderte aber liegen noch unter den Trümmern begraben. Mit jeder Minute verringert sich die Hoffnung, sie noch lebend bergen zu können.

Französische und marokkanische Soldaten arbeiten Tag und Nacht auf den Ruinen. Sie tragen weisse Mullmasken vor Mund und Nase; denn über der Stadt, die seit gestern «ville interdite», verbotene Stadt, ist, liegen Sommerhitze, Staub und Leichengeruch; die Epidemiegefahr wächst. Ratten sind ihre Träger.

Agadir ist tot. Heute, vier Tage nach dem Erdbeben, bringen die Rettungswagen keine Verletzten mehr hinaus zum Lazarett der französischen Luft- und Flottenbasis von Agadir. Nur noch Tote werden in offenen Lastwagen hinaus zum Massengrab vor der Stadt gebracht, wo schon zweitausend Menschen liegen. Die Lebenden sind evakuiert, die Verletzten sind in den Spitälern von Marrakesch, Casablanca und Rabat notdürftig untergebracht.

Ihre Zahl wird auf drei- bis viertausend geschätzt. Manche erleben den morgigen Tag nicht mehr; viele sind auf dem Transport gestorben. In allen Moscheen Marokkos gilt das heutige Freitagsgebet den Toten von Agadir.

Die Katastrophe von Agadir hat ungeheures menschliches Elend und Leid verursacht. Fast alle Ueberlebenden haben Familienglieder verloren, viele wollen ihre Notunterkunft auf dem französischen Militärstützpunkt nicht verlassen, da sie noch hoffen, Angehörige wiederzufinden.

Alle, denen ich in Agadir begegnete, sind vom Erlebten gezeichnet. Ihre Gesichter sind starr, die Bewegungen automatisch, die Augen blicklos. «Mein Mann liegt unter den Trümmern», schluchzt eine Spanierin. «J'ai perdu mes deux fils», sagt eine Französin mit erloschener Stimme. «Ma femme est là!», schreit ein französischer Offizier mit eingefallenem, grauem Gesicht, voll Erbitterung über das Schicksal.

Unglaubliches Elend herrscht auch bei den Marokkanern, die den grössten Teil der 40 000 Einwohner stellten. Die meisten haben ausser Familienangehörigen auch allen materiellen Besitz verloren. Mit primitiven Hilfsmitteln, mit Lumpen und Handtüchern bauen sie Zelte draussen vor der Stadt auf, soweit sie noch nicht evakuiert sind oder auf der französischen Militärbasis leben.

Die internationale Hilfsaktion macht keinen Unterschied zwischen den Nationalitäten. Die lange Liste der in den Spitälern ganz Marokkos untergebrachten Verletzten setzt sich jedoch hauptsächlich aus marokkanischen Namen zusammen. Die Hingabe der Aerzte ist unglaublich. Manche haben ohne Unterbrechung vierundzwanzig Stunden operiert.

Die letzten Ziffern verzeichneten 4000 Tote. Unter den Trümmern liegen indessen noch mehrere tausend Opfer begraben.

Ununterbrochen funktioniert die Luftbrücke zwischen Casablanca und Agadir. Französische, amerikanische, deutsche, portugiesische, spanische und italienische Maschinen bringen Aerzte, Krankenpfleger, Medikamente, Impfstoffe, Desinfektionsmittel, Kleider, Decken, Lebensmittel. Mit Verletzten und heimatlos Gewordenen fliegen sie zurück. — Amerikanische, französische und spanische Flotteneinheiten bilden auch eine Seebrücke zwischen Casablanca und Agadir.

Aber die Hilfe reicht nicht. Man braucht dringend mehr Krankenpfleger, Blutplasma, Decken. Die Bergungsarbeiten gehen weiter; statt Schaufel und Pickel werden jetzt gewaltige Bulldozers eingesetzt, oft zum Entsetzen der Ueberlebenden, die unter den Trümmern nach Angehörigen fahnden und fürchten, dass diese nun erst recht von den Schuttmassen begraben werden. Der Verwesungsgeruch wird immer stärker. Ueber die Nacht wird die Stadt von Truppen umzingelt, zur Abwehr von Plünderern.

Am meisten Eindruck haben mir die Menschen in Agadir gemacht, die, die davongekommen waren, das nackte Leben gerettet hatten und auf dem Militärstützpunkt von Agadir untergebracht waren. Sie benahmen sich nicht wie normale Menschen. Wie sie gingen, standen, sprachen, ihre Bewegungen, alles war nur automatischer Reflex, aber es war kein Leben mehr in ihnen. Mir war, als sei ich mit Toten zusammen. Sie erzählten, was sie erlebt hatten, aber es war kein wirkliches Berichten, sie sprachen wie Maschinen, die etwas wiedergeben. Kein Pulsschlag, kein Herzschlag war da mehr spürbar. Und das war es eben: mit diesen Menschen war etwas Fürchterliches geschehen. Sie hatten die Grenze des noch Fassbaren, des noch zu Verstehenden überschreiten müssen, sie hatten in den zehn Sekunden des Erdbebens das Ende der Welt erlebt, *la fin du monde*, wie einer sagte. Sie spürten nichts mehr, sie fühlten nichts mehr, sie standen einfach im Nichts. Das Erdbeben, die über ihnen zusammenbrechende Stadt, der Kampf um die Rettung des eigenen Lebens, die Suche nach den Angehörigen, die Toten, die lebendig Begrabenen und Verschütteten, all das war für die, die davongekommen waren, zuviel, es hatte die Grenze ihrer Erlebnisfähigkeit überschritten.

Einige reagierten allerdings anders. Aber sie hatten das Erdbeben nicht in der Stadt, sondern draussen erlebt. Ich denke an einen Offizier des französischen Stützpunktes bei Agadir. Während ihm drei Kilometer draussen vor der Stadt nichts passierte, wurden seine in Agadir lebenden Angehörigen verschüttet. Dieser Offizier nun reagierte ganz anders. Er war böse, zornig, unversöhnbar mit seinem Schicksal. «*Ça n'est pas juste*», das ist nicht gerecht, schrie er. Er lebte eben noch, er spürte sein Herz, seinen Puls, sein Blut, während die andern, die aus der Stadt, erstarrt waren. Ich weiss jetzt, was der Ausdruck «vor Schreck er-

starren» bedeutet. In Agadir habe ich fast nur Menschen gesehen, die vor Schreck erstarrt waren.

Und die Stadt? Es war merkwürdig. Wir kamen in einer alten Junkersmaschine von Casablanca und flogen über Agadir weg, um gleich dahinter auf dem französischen Militärflugplatz zu landen. Ich kannte Agadir, kannte es als weisse, strahlende Stadt. Nun sah diese Stadt gelbbraun aus, wie der Erdboden, aber man hatte den Eindruck, als ob die Häuser noch stünden. Später dann, als ich durch die Ruinen ging, wurde mir klar, dass man vom Flugzeug aus nur noch die Umrisse der Häuser gesehen hatte, aber nicht die Häuser, denn es gab kaum mehr welche. Das Marokkanerviertel oben am Abhang des Talbordjt, das Viertel auch, wo über tausend Spanier und viele ärmere Franzosen lebten, war nur noch eine einzige Steinwüste. Neunzig Prozent der Häuser waren hier wie unter einer Bombenlast bis auf die Grundmauern zusammengefallen. Im sogenannten Europäerviertel konnte man hingegen da und dort noch eine Villa entdecken, deren Mauern zwar von oben bis unten vielfach geborsten waren, die aber doch noch standen. Kaum noch standen hingegen die grossen modernen Wohnbauten, die Betonbauten, auf die man in Agadir so stolz gewesen war. Und da sah ich nun Grauenhaftestes in surrealistischer Form. Von einem neuen Wohnhaus waren zwei Aussenmauern, die im rechten Winkel aneinanderstiessen, stehen geblieben, während die andern zwei einfach weggerissen und in sich selbst zusammengestürzt waren. Und nun sah man in das ganze Haus hinein wie in ein Bühnenbild. Man sah die einzelnen Stockwerke, aber es waren keine Stockwerke mehr. Denn die Decken und Böden der fünf Stockwerke hingen an den beiden stehengebliebenen Wänden herunter wie schlecht aufgehängte Leintücher. Und dort, wo die Decken noch an den Wänden hingen, stand noch Hausrat. Ein Stuhl, ein Kinderwagen. Und zuoberst, im fünften Stock, baumelte an der Wand ein blauweiss gestreifter Sonnenschirm; er baumelte dort, völlig sinnlos, so sinnlos wie das andere: dass da zwischen meterhohem Schutt, zwischen Trümmern, zerbrochenen Balken und Fensterrahmen dunkelviolette Bougainvilliers und Geranien blühten.

Das Fürchterlichste von allem aber war, dass man durch eine Stadt ging, unter der Menschen lebten, atmeten, litten und starben. Ich sage *unter* der Stadt, denn die Menschen lagen —, liegen noch jetzt, unter ihren eigenen Häusern. Fünftausend, sechstausend, es mögen auch zehntausend sein, niemand weiss das. Als ich dort war, am letzten Donnerstag, atmeten und litten noch unzählige lebendig Begrabene. Und konnten nicht gerettet werden. Tag und Nacht schaufelten und pickelten die Rettungskolonnen damals noch Kanäle und Löcher durch die Trümmer, um hinunter zu den Verschütteten zu kommen. Tag und Nacht arbeiteten die marokkanischen Soldaten und die französischen

Marinefüsiliere. Ihre Gesichter waren eingefallen und grau vor Grauen und Ueberanstrengung. Ihre Hände und Arme waren zerschürft und rot von Blut und Desinfektionsmitteln. So arbeiteten sie — eine weisse Mullmaske vor Mund und Nase — im immer stärker werdenden Verwesungsgeruch, und waren dabei allen Gefahren preisgegeben. Viele von ihnen wurden von den Ratten gebissen. Man schoss auf die Ratten, so wie man alle Hunde und Katzen, alle Tiere der Stadt, erschoss; die Haustiere mussten ausgerottet werden, die Ratten aber blieben. Es gab unter den Ruinen zuviel Nahrung für sie.

Ich sah, wie ein streunender Hund erschossen wurde. Und ich dachte daran, dass auch *dieser* Hund die Einwohner von Agadir gewarnt hatte. In den Stunden nämlich, die dem Erdbeben vorangingen, heulten alle Hunde der Stadt. Auch den Fischen hätte man glauben sollen. Jawohl, den Fischen. In Agadir lebten viele Marokkaner vom Fischfang. In den Tagen und Nächten vor dem Erdbeben aber fingen sie keinen einzigen Fisch. Es gab keine Fische mehr in der Bucht von Agadir, sie hatten die Bucht, sie hatten die Gefahrenzone verlassen. Nur der instinktlose Mensch blieb und wurde lebendig begraben.

Wie ich nach Agadir gekommen bin? Ich flog am 2. März hier weg. Nachts um neun Uhr war ich in Paris. Drei Stunden wartete ich in Orly auf meinen Anschluss nach Casablanca, und in Orly hatte ich die erste Begegnung mit Agadir. Kurz vor Mitternacht kam das erste französische Flugzeug mit Ueberlebenden und Verletzten aus Agadir an. Kinder und immer mehr Kinder wurden aus der Maschine herausgebracht, alle eingewickelt in die gleichen rotgrünkarierten Decken, die Spende irgendeiner Rotkreuzgesellschaft. Die Kinder weinten nicht und schrien nicht, aber in ihren weit aufgerissenen Augen stand ein fürchterliches Staunen. Dann kamen die Frauen, die meisten verletzt. Eine Frau wurde getragen. Sie wurde ohnmächtig, als die Blitzlichter der Pariser Photographen aufblitzten. In diesem Moment erkannte ich die ganze Grausamkeit meines Berufes. Das war am 2. März um Mitternacht in Paris. Gegen sechs Uhr früh war ich in Casablanca. Einige Stunden später stand ich wieder auf dem Flugplatz, und zwar dort, wo die Franzosen die Luftbrücke Casablanca—Agadir organisiert hatten. Ein kleines Grüpplein Journalisten aus beinahe allen Teilen der Welt sollte in einer Junkersmaschine nach Agadir geflogen werden. Die alte Junkers stammte aus dem Jahre 1936. Vielleicht hatte sie den spanischen Bürgerkrieg miterlebt und noch manches andere. Jetzt sah sie alt und verbraucht aus. Eine Türe musste noch repariert werden, Schrauben wurden angezogen. Ein holländischer Kollege meinte, dass der linke Flügel etwas lose sei. Wir stiegen gleichwohl ein. Und mit uns wurden einige Zentner Brot eingeladen, Brot für die Ueberlebenden von Agadir. Die alte Junkers, die bereits seit zwei Tagen für den

Transport von Verletzten fast ununterbrochen eingesetzt war, schaffte es. Drei Stunden brauchte sie für die 400 km hinunter nach Agadir.

Zurück kam ich in einem amerikanischen Transportflugzeug. Die Amerikaner haben sich genau so wie die Franzosen von der ersten Minute an mit allen Mitteln und der ihnen eigenen Grosszügigkeit an der Hilfsaktion für Agadir beteiligt. Sie flogen uns am Abend von Agadir zu ihrem Stützpunkt Nouasseur bei Casablanca hinüber. Der Flug dauerte diesmal nur noch eine Stunde. Wir bekamen zu essen, die erste Mahlzeit des Tages. Amerikanische Militärrationen. Und sehen Sie, das war nun das Sonderbare: Wir waren in den Ruinen von Agadir gewesen, wir hatten das Massengrab vor der Stadt gesehen, in dem bereits viertausend Menschen lagen, wir waren den offenen Lastwagen begegnet, auf denen in blutgetränkte Tücher eingewickelt die Toten lagen, wir hatten die Verletzten, die Ueberlebenden gesehen, wir hatten den fürchterlichen Geruch der Verwesung noch in der Nase und in den Kleidern, und trotzdem, trotz alledem assen wir. Und empfanden nichts dabei. Erst hinterher machten wir uns unsere Gedanken.

Die Luftbrücke war eine grossartige Sache. Die Marokkaner sind erst jetzt daran, ihre Flugwaffe aufzubauen. Sie haben kaum Flugzeuge, kaum Piloten. Sie hätten die Evakuierung der Verletzten, die Evakuierung überhaupt, in keiner Weise bewältigen können. So sprangen die Franzosen und Amerikaner ein, die beide in Marokko Flugstützpunkte haben. Sie stellten alles, was abkömmlich war, in den Dienst der Luftbrücke. Piloten, Bodenpersonal, eine halbe Armee war in Casablanca und in Nouasseur und Agadir an der Arbeit. In rollendem Einsatz wurden Tag und Nacht Lebensmittel, Decken, Medikamente, Schaufeln, Pickel, sogar Trinkwasser, nach Agadir geflogen. In Agadir wurden Verletzte und Ueberlebende eingeladen und in die Spitäler und Auffanglager von Marrakesch, Casablanca, Rabat, Meknes und Fez gebracht. Ohne diese Luftbrücke wäre die Katastrophe von Agadir noch viel, viel grösser gewesen.

Zu den Franzosen und Amerikanern stiessen bereits am letzten Mittwoch deutsche, britische, spanische, portugiesische, italienische und sogar jugoslawische Maschinen. Sie brachten Medikamente, Impfstoffe, Blutplasma, Chirurgen, Krankenpfleger und sogar vollständige Feldlazarette. Die internationale Solidarität war grossartig.

Bereits am 4. März waren aus Agadir die meisten Verletzten und die meisten Ueberlebenden herausgebracht, war Agadir praktisch evakuiert. Der Schwerpunkt der Katastrophe verlagerte sich nach Casablanca, in die Spitäler, in die Auffanglager. Die meisten Menschen waren sozusagen nackt aus der Nacht des Erdbebens herausgekommen. Tonnen von Kleidern mussten beschafft werden, Tonnen von Brot gebacken und andere Lebensmittel gefunden werden. Aber auch das menschliche Ausmass der Tragödie wurde einem

erst richtig in Casablanca bewusst. Hier erkannte man, dass die ganze Nation betroffen war.

Gegen Mittag des 1. März erfuhr man, dass Agadir zerstört war. Aber erst, als die Ueberlebenden und Verletzten in grosser Zahl dank der Luftbrücke in Casablanca einzutreffen begannen, erst als sich der Schwerpunkt der Katastrophe von Agadir nach Casablanca zu verlegen begann, also erst am 2. März und später, fing man an, das gesamte Ausmass des Geschehenen zu erkennen. Und erst da sah man auch, dass die ganze Nation betroffen war. Fast jeder Marokkaner oder in Marokko lebende Ausländer hatte irgendeinen Verwandten, einen Freund oder Bekannten in Agadir. Man wollte wissen, ob Angehörige, Freunde und Bekannte noch lebten. Unzählige Familien im *Ausland* sorgten sich um ihre Angehörigen, die in Agadir wohnten oder in Agadir in den Ferien waren. Und die Geretteten selbst, zerstreute Familien, mussten wieder Verbindungen untereinander herstellen. Vor den Telephon- und Telegraphenämtern Casablanca bildeten sich Schlangen, Schlangen auch vor der Radiostation, die einen Suchdienst eingerichtet hatte und die seither laufend alle Anfragen und Nachrichten durchgibt.

Dann gab es in Casablanca Auffanglager, in denen die Geretteten untergebracht wurden. Ich war in einem solchen Lager, bei einigen hundert Menschen, die nichts mehr besaßen als das Leben. Das war am 5. März. Fünf Tage waren seit dem Erdbeben vergangen, aber erst jetzt, nach fünf Tagen, sah man, dass die Geretteten langsam aus dem Schock, aus der Lähmung, die sie befallen hatte, erwachten. Man sah, dass sie allmählich wieder zum Leben zurückkehrten und dass sie erst jetzt, im Nachhinein zu erfassen begannen, was eigentlich geschehen war.

Ich redete mit einigen von ihnen, und immer war es dasselbe. Sie versuchten, die zehn Sekunden des Erdbebens zu schildern, schilderten, wie die Erde sich hob und senkte, wie die Mauern über ihnen einstürzten, wie sie aus verschlossenen, blockierten Zimmern irgendwie ins Freie kamen, wie sie gerettet wurden. Und bei jedem, der erzählte, stellte ich dasselbe fest. Eine unheimliche Erregung überfiel die Leute von Agadir, wenn sie an diese zehn Sekunden dachten; ihre Stimme überstürzte sich, ihr Bericht geriet durcheinander, er wurde chaotisch. Sie hatten so viel auf einmal in zehn Sekunden erlebt, dass die Sprache dafür nicht mehr ausreichte.

Ein 17jähriges Mädchen berichtete, wie schon acht Tage vorher die Erde in Agadir bebte, dass dann das *grosse* Beben kam, dass sie aus ihrem Zimmer herauszukommen versuchte, dass ein Araber sie rettete. Sie ist eine der Wenigen, deren ganze Familie heil davonkam.

Dann fragte ich einen jungen Mann. Er erzählte dasselbe, dass er um Mitternacht bereits schlief, dass plötzlich das Chaos ausbrach, dass alles dun-

kel war, dass er auf der Erde lag, dass er seinen Bruder rief, dass er seine Mutter schreien hörte, dass er Mutter und Bruder zu retten versuchte. Der Bruder war tot, die Mutter verletzt.

Eine junge Frau erzählte das gleiche Erlebnis. Um Mitternacht fielen die Mauern über ihr zusammen, sie hörte die Mutter schreien: «Kinder, rettet euch!» Alle Ausgänge waren blockiert, aber irgendwie kamen sie auf die Strasse. Dort lagen die Häuser bereits im Schutt, Tote, Verletzte lagen umher. Auch diese junge Frau hat Angehörige verloren.

Im Auffanglager, das ich besuchte, waren auch Kinder, die Vater oder Mutter oder beide Eltern verloren hatten. Ich war bei ihnen. Es war vielleicht das Traurigste von allem. Die Kinder hatten keine Spielsachen, viele von ihnen weinten. Und ein sechsjähriger Bub sagte ganz leise «Papa». Mama sagte er nicht. Die Krankenschwester erzählte mir die Geschichte des Knaben: Sein Vater hat nur zwei Kinder retten können. Das kleine Schwesterchen von sieben Monaten und die Mutter sind tot. Der Vater selbst ist schwer verletzt, am Kopf, an den Beinen, an den Armen, am Rückgrat. — Und dann war ich auch noch bei den Verletzten im grossen Spital von Casablanca, wo vierhundert Ueberlebende aus Agadir lagen. In einem Krankensaal sah ich einen Mann auf seinem Bett sitzen, mit verbundenem Kopf. Er war Spanier, hatte viele Jahre in Agadir gelebt. Ich bat ihn, mir einige Worte zu sagen. Auch er erzählte, was er in den zehn Sekunden des Erdbebens erlebt hatte. Er, seine Tochter und seine Frau schliefen bereits. Dann brach das obere Stockwerk auf sie herunter. Er wohnte in einem Haus mit 40 Bewohnern. Von den vierzig wurden nur acht gerettet. Der Spanier hat sein kleines Töchterchen verloren und seine Schwägerin. Von halb zwölf Uhr nachts bis acht Uhr früh hatte er unter den Trümmern gelegen.

Nachdem er das erzählt hatte, sass er still da und sann vor sich hin. Ich ging. Als ich schon unter der Türe des Krankensaals stand, sah ich, wie der Mann sich zitternd erhob, vom kleinen Tisch, der neben ihm stand, einige Orangen nahm und sich langsam von Bett zu Bett schleppte und jedem Verletzten eine davon gab; dem Marokkaner, dem Italiener, dem alten Franzosen. Gemeinsam Erlebtes, gemeinsames Leid band sie aneinander, und so teilten sie das Wenige, das sie bekommen hatten.

Und dann ging ich hinüber in das Krankenzimmer, in dem eine Italienerin lag, die in Marokko aufgewachsen war und in Agadir gelebt hatte. Sie hatte Quetschungen erlitten und lag mit halbgeschlossenen Augen auf ihrem Bett. Meine Hand zitterte, als ich ihr das Mikrophon vor den Mund hielt. Sie sprach langsam, suchend, als ob sie weit zurückgehen müsse. «Ich habe», sagte sie, «Ich habe von Mitternacht bis ein Uhr des andern Tages unter der Erde gelebt. Ich atmete, soviel ich

konnte. Dann kam ein junger Mann und befreite mich. Und ich habe meinen Sohn verloren, meinen Sohn von 21 Jahren.» Sie weinte.

Niemand, der es nicht miterlebte, kann ermes- sen, was sich in diesen Tagen in Casablanca und überall, wo Verletzte und Gerettete waren, in Meknes, in Fez, in Marrakesch, in Taroudant, an menschlichen Tragödien häufte. Ueberlebende aus Agadir erzählten mir von Kindern, die in der Erd- bebennacht mit ihren kleinen Händen Löcher durch die Trümmer gruben, unter denen ihre Eltern lagen, dass sie stundenlang, ohne aufzu- hören, arbeiteten, bis sie Vater und Mutter befreit hatten. Und dann wieder hörte man von denen, die dem Erdbeben einfach nicht entkommen sollten, von Leuten, die 1954 das Erdbeben in Orléansville überstanden hatten, dann nach Agadir übersiedelt waren und nun in Agadir unter den Trümmern be- graben lagen. Sie waren vor dem Erdbeben ge- flohen, um in ihm umzukommen.

Und dann waren da noch die Touristen, Leute aus allen Ländern, die in der sonnigen Bucht Aga- dirs «Rendez-vous mit dem Tod» hatten. Niemand kennt die Zahl der Fremden, die heute unter den Hotelruinen liegen. Denn es gibt keine Meldezettel mehr. Ein Deutscher erzählte mir, wie er unter den Trümmern des Luxushotels Saada lag, wie man einen Kanal zu ihm hineingrub, wie man mit ihm sprach und ihn doch nicht herausziehen konnte, denn hätte man den Kanal vergrößert, so wären die Trümmer auf ihn hinuntergestürzt. Und er erzählte, wie er dalag, wie er schliesslich selbst

mit den Händen anfang, den Kanal zu vergrössern und wie er sich immer weiter und schliesslich ans Tageslicht hinauf schaffte.

Und es gab andere Touristen, die entkommen waren, die einen Abstecher nach Marrakesch ge- macht und während der Erdbebennacht in Marra- kesch geschlafen hatten. Diese Gruppe, ich will ihre Nationalität verschweigen, zeigte andere Fazet- ten menschlichen Seins. Die Tragödie von Agadir berührte sie nicht. Als sie vom Erdbeben hörten, war es ihr erstes, beim Reiseführer ihr in Agadir zurückgebliebenes Gepäck, ihre Kleider, ihren Schmuck zu reklamieren. Und einer verlangte so- gar sein Hemd, das in der Reinigung war. Es gab aber in Agadir keine Reinigung mehr, es gab kein Gepäck mehr, es gab nur noch vom Schreck ver- folgte Menschen und Tote.

Agadir ist tot. Die Stadt ist gesperrt, die Ber- gungsarbeiten sind eingestellt. Dann und wann kommen aber jetzt noch Leute aus den umliegen- den Dörfern zum französischen Militärstützpunkt hinunter. Es sind Bauern und Nomaden, die im Hinterland Agadirs das Erdbeben erlebt und die auch ihre Toten und ihre Verletzten zu beklagen haben.

Und was geschieht nun mit den Geretteten? Die meisten von ihnen haben alle materiellen Güter verloren, ihr Heim, ihre Kleider, ihr Geld, ihre Arbeitsstätte. Sie haben nichts mehr als das nackte Leben. Ihnen wird man nun helfen müssen, mit Kleidern, Lebensmitteln und Geld; damit sie nicht mehr völlig im Nichts stehen.

DIE ROTKREUZHILFE FÜR AGADIR

Von der so jäh über Agadir hereingebrochenen Katastrophe hörte der Chefdelegierte der Liga der Rotkreuzgesellschaften für die algerischen Flüchtlinge in Marokko, A. Ed. Reinhard, in Casa- blanca am gleichen Morgen um 7.50 Uhr. Ohne Zeit zu verlieren nahm er Fühlung mit dem Marok- kanischen Roten Halbmond, mit dem er zugunsten der algerischen Flüchtlinge schon seit Monaten eng zusammenarbeitet, und besprach mit seinen Kame- raden dieser Gesellschaft die Erste Hilfe. Von ver- schiedenen Zentralen aus spielte das Telephon, Telegramme wurden gesandt, und noch am Vor- mittag des ersten Katastrophentages standen Am- bulanzen, Zelte, Decken, Kleider und Lebensmittel zum Abtransport bereit. Mit schöner Selbstverständ- lichkeit stellte die amerikanische Botschaft in Rabat zwei Transportflugzeuge zur Verfügung, die den Ligadelegierten, einen Arzt des Marokkani- schen Roten Halbmonds sowie 24 als Samariter aus- gebildete Angehörige dieser Rothalbmondgesell- schaft, ferner Tragbahnen und die bereitgestellten

Hilfsgüter nach Agadir flogen. Sie erreichten Aga- dir um 14 Uhr, wo die marokkanischen Samariter sich unverzüglich in die Gruppen der 1500 franzö- sischen Soldaten des fünf Kilometer von Agadir entfernt liegenden Marineflugstützpunktes helfend einreichten, die bereits eine halbe Stunde nach dem Erdbeben in der zerstörten Stadt eingetroffen waren. Diesen französischen Marinefüsiliere, denen zusammen mit französischen Zivil- und Militär- ärzten die ausserordentlich schwere Aufgabe der er- sten Hilfe inmitten einer von Schock gelähmten oder durch Panik halb wahnsinnig gewordenen Bevölkerung oblag und die sich bis zur völligen Erschöpfung Tag und Nacht einsetzten, ist es zu verdanken, dass verhältnismässig viele Schwerver- wundete rechtzeitig aus den Trümmern geholt werden konnten.

Am Nachmittag dieses ersten Tages flogen fran- zösische Flugzeuge Agadir an und brachten zahl- reiche Bahren, Medikamente und Verbandstoff und evakuierten achthundert Schwerverletzte in die